

Das Museum als Erfahrungszone

KUNSTMUSEUM Der Manor-Preis-Träger Christoph Eisenring hat für das Kunstmuseum eine neue Vision entwickelt: Perspektivisch wird der Bau von Rittmeyer subtil aus dem Lot gebracht.

Christoph Eisenrings Pläne für seine erste Soloausstellung im Kunstmuseum Winterthur hätten auch im Desaster enden können. So tief, konsequent und durchaus kritisch greifen sie in die Architektur des Museumsbaus ein. Nun aber ist die mit «Skeptischer Raum» betitelte Schau für den 34-jährigen Winterthurer Künstler zum Triumph geworden. Auf diskrete Art ambitioniert war der aktuelle Manor-Preis-Träger schon immer. Doch niemals hätte man in seinen früheren Arbeiten, die man zuerst im Oxyd, später in verschiedenen Dezemberausstellungen sehen konnte, dieses Potenzial vermutet.

Früh hatte Eisenring sein künstlerisches Arbeitsfeld gefunden. Erstens: wahrnehmen. Zweitens: erforschen, was passiert, wenn die Wahrnehmung an ihre Grenzen gelangt und das Geschaute langsam verschwindet und sich stattdessen im Dunkel allmählich eine neue Welt auf tut. Und drittens: reflektieren.

Natürlich begibt man sich da auf ein Feld voller Widersprüche, mit wenig Gewissheiten, was dann den Künstler, anlässlich der Annahme des Förderpreises der Stadt Winterthur 2015, zur Aussage verführte: «Mich interessieren Bilder, die sich Gedanken machen über sich selber und ihr Medium.» Kunst als paradoxe Domäne, wo man nachdenken darf über etwas, das es in der Wirklichkeit (noch) nicht gibt?

Unauflösbare Spannung

Vielleicht sind es genau solche Denkansätze, welche Eisenring dazu brachten, dem Kunstmuseum (und dem Besucher) reflektierend zur Seite zu stehen und es aus der räumlichen und institutionellen Fixierungen zu befreien. Nur so lässt sich verstehen, dass er gleich vier zentrale Räume des Kunstmuseums im Innern okkupiert. Auf der Fassade zum Parkplatz hin hat er zudem zwei unscheinbare, lineare Spuren platziert – eine abstrakte Perspektive, die auf irritierende Weise die konkrete, vertikal ausgerichtete Ordnung der Fassade überlagert.

Dieses Sowohl-als-auch führt zu unauflösbaren Spannungen. Die Strategie der minimalen Eingriffe oder «Markierungen» setzt Eisenring im Gebäude fort. Drei

Museumsräume umfasst der Parcours, der während der normalen Öffnungszeiten zugänglich ist. Für das Herzstück im Impressionisten-Saal braucht es jedoch Dunkelheit, hier gelten daher besondere Öffnungszeiten. Für den Gang dorthin wird man mit einem wunderbaren Wahrnehmungsexperiment belohnt. Tagsüber ist der Saal nun bis zum Ende der Ausstellung nicht zugänglich.

Kollaboration

«Skeptischer Raum» ist ein kollaboratives Werk, das von Eisenring konzipiert, mit der Kuratorin Simona Ciuccio intensiv diskutiert und von den Museumstechnikern umgesetzt wurde und nun vom ganzen Team betreut wird. Alle liessen sich auf das künstlerische Abenteuer ein, das sich Eisenring in einem langen Prozess im Atelier ausgedacht und im Modell getestet hat.

Der Künstler hielt auch in der Umsetzung konsequent an seinem Konzept fest, obwohl er damit die Nerven der Beteiligten

strapazierte. So diskret seine Werke sonst auftreten, so offensiv stört der Künstler die beinahe schon heilige Ordnung im stillvoll-wohlichen Sitzungszimmer, im gediegenen ehemaligen Graphischen Kabinett und im kleinteiligen Kojensaal. Von der räumlichen Disposition her betrachtet, «umarmen» sie den Impressionisten-Saal.

Überwältigungseffekt

An zwei Orten ist es wiederum ein perspektivisches System, das auf die Tapiserie gelegt wird und so auf der Wand einen illusionistischen Raum erzeugt, der den Charakter des Abgeschlossenen unterläuft. Das ist zwar nicht ganz neu. Aber in diesem Kontext erzeugt die Intervention eine Ambivalenz, deren Wirkung bis in den Impressionisten-Saal hinein zu spüren ist.

Im Graphischen Kabinett, wo einst Oskar Reinhart am langen Tisch seine Schätze ausbreitete, werden die in die Wand eingelassenen, schwarz gerahmten Gläser zum Anlass für ein zweigeteiltes Fenstermotiv, das zu wandern scheint und wiederum die Wand entlang einer Horizontlinie vertieft und auflöst.

Doch der eigentliche Höhepunkt ist den abendlichen Besuchern vorbehalten, wenn sie sich durch eine Schleuse in den im Dunkeln liegenden Impressionisten-Saal vortasten. Einmal drin, beginnt das Hirn zunächst die vertrauten Werke als Schemen zu halluzinieren, derweil der Körper verunsichert der vermeintlichen Skulptur von Rodin auszuweichen versucht. Alles Einbildung! Langsam gewöhnen sich die Augen – was dabei zu sehen ist, wird hier nicht verraten.

Dann stolpert man ins blendende Licht des Foyers, immer noch überwältigt von den intensiven Eindrücken, und ringt um Worte. Und realisiert, dass man eine ausserordentliche Erfahrung gemacht hat. Ist sie wirklich in Sprache fassbar oder wird sie durch dieses Medium gar zerstört? Es könnte sein, dass sich Eisenring beeinflussen liess vom Überwältigungseffekt der vierhundert Stahlstäbe Walter de Marias in den Weiten von New Mexico («Lightning Field»).

Katalog als Kunstobjekt

Gänzlich von der Hand zu weisen ist die Spekulation jedenfalls nicht, schon gar nicht nach der

Lektüre von Roman Kurzmeyers informativem Katalogtext. Der Basler Kurator stellt Eisenrings jüngste Arbeit in eine Linie mit minimalistischen Raumexperimenten und mit der Land-Art amerikanischer Künstler in den 1960er- und 1970er-Jahren.

Neben Simona Ciuccio und Dieter Schwarz steuerte Eisenring selbst einen Text bei: ein Gespräch mit einem Sicherheitsangestellten über dessen zum Teil schmerzhaft Erfahrungen bei der Nacharbeit. Der Katalog enthält keine Fotos und vermittelt genau die Ambivalenzen und Paradoxien, die Eisenrings Euvre prägen: das Insistieren auf dem Konkreten, das unabweisbar ist, und die Setzung des Abstrakten, die das Reale zum Verschwinden bringt. So hüpfert man als Betrachter hin und her und schaut im Flug hinunter auf das Dazwischen, wo man das Werk vermutet. Das ist mehr als eine gymnastische Übung. *Adrian Mebold*

Kunstmuseum Winterthur, bis 31. 12. Das zentrale Element der Installation, der Impressionisten-Saal, ist während der folgenden Zeiten zugänglich: Di 20–22 Uhr (ausser 26. 12.), Mi/Do 18–20 Uhr.



Gestörte Ordnung: «Markierungen» von Christoph Eisenring im Sitzungszimmer des Kunstmuseums.

Madeleine Schoder

Ein Orchester hebt ab

STADTHAUS Der Klarinettenist Sérgio Pires begeisterte am Donnerstag mit Stamitz und Weber. Nächste Woche geht das Musikkollegium auf Asientournee.

Beethovens Ouvertüre zum Trauerspiel «Coriolan» eröffnete den Abend des Musikkollegiums, ein düsteres, ja grimmiges Stück. Die ersten Takte mit den langgezogenen Unisoni der Streicher, den Tuttischlägen und den Pausen künden elektrisierend von schwerer Dramatik. Dass sie so gleich in Bann schlagen, ist aber eine Sache der Präzision und Energie in der Verbindung der ungleichen Elemente, die der Dirigent zu steuern hat.

Wie dieser Anfang gelang, mit Konzertmeister Roberto González Monjas vom ersten Geigenpult aus, grenzte an Magie. Der Zauber hielt den ganzen Abend über an. Das Musikkollegium ist

in dieser Konstellation eine hoch attraktive Marke mit eigenem Gesicht. Nächste Woche spielt das Orchester drei Konzerte in Südkorea und Japan, in Zentren der Fernen Osten boomenden Klassik. Daegu, mit fast drei Millionen Einwohnern, gilt als asiatischer Hotspot der Oper, und es besitzt ein Sinfonieorchester, das sich auch schon in Wien und Berlin erfolgreich präsentierte.

World Orchestra

Der Auftritt in der koreanischen Universitäts- und Industriemetropole findet im Rahmen der «World Orchestra Series» statt. In den Tagen davor gastieren hier etwa die Sinfonietta Cracovia und das Moscow Philharmonic Orchestra, eine Woche später die Wiener Philharmoniker. International top ausgerichtet ist der Konzertbetrieb selbstverständlich auch in Tokio und Osaka. Als Solist haben die Winterthurer

dann Andreas Ottensamer dabei, Soloklarinettenist der Berliner Philharmoniker. Als Artist in Resonance der Saison 2015/16 ist er mit dem Musikkollegium vertraut. Gespielt hat er am Mittwoch freilich nicht, denn die Berliner, die gerade auf Tournee ebenfalls in Südkorea und Japan unterwegs sind, brauchen ihn.

Macht nichts, das Musikkollegium hat mit Sérgio Pires seinen eigenen hochkarätigen Soloklarinettenisten. Dass er zweifellos auch einen reisenden Virtuosen abgeben würde, ahnte man schon bei vielen Orchestereinsätzen. Es bestätigte sich jetzt in gleich drei Stücken, die Charakter und Geschichte seines Instruments beleuchteten. Mit dem Klarinettenkonzert in B-Dur von Johann Stamitz betrat es um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Virtuosenbühne, Franz Danzis Fantasie über «Là ci darem la mano» aus «Don Giovanni» erinnerte daran,

dass Mozart der Klarinette als Lieblingsinstrument schönste Musik schenkte, und Carl Maria von Webers bekanntes Concertino eröffnete ihm die romantische Dimension.

Klarinettenzauber

In der ganzen Palette des Laufwerks über weite Skalen, verbunden mit grössten Intervallsprüngen das Hauptmerkmal zu sein, und Pires liess es perlen, mit scheinbarer Leichtigkeit, langem Atem und über alle sozusagen fliegerische Akrobatik der schnellen Noten hinweg mit klarem, rundem und warmem Ton. Dann begeisterte auch vieles mehr, die Beseeltheit des langsamen Satzes bei Stamitz, die schmeichlerische Melodik bei Danzi und bei Weber die Färbung ins Unheimliche in der dritten Variation, der Jubel der letzten.

Beethovens 4. Sinfonie spielt ein wenig die kleine Schwester

zwischen «Eroica» und der als Schicksalssinfonie apostrophierten Fünften. Aber gerade dass sie unabhängig von Zuschreibungen so frei schaltet und waltet, macht sie auch besonders attraktiv. Unbändige Energie, Liebesswürdigkeit, Geistesgegenwart voller Überraschungen zeichnet sie aus, und all dies stellte die Aufführung auch ins helle Licht eines einzigen Höhenflugs.

Umso mehr fand man es danach schade, dass nicht diese relativ unbekannte Schöne mit nach Asien reist, sondern die berühmte Sinfonie Nr. 7 – aber die «Apotheose des Tanzes», wie Richard Wagner das Werk wegen seines Rhythmus bezeichnete, ist zweifellos wie geschaffen für die Flugreise des Musikkollegiums.

Herbert Büttiker

Nachrichten und Eindrücke von der Tournee gibt es kommende Woche laufend online auf Landbote.ch.

Das Herz auf dem fetten Fleck

THEATER WINTERTHUR Das Musical «Hairspray» fügt mit Witz und Drive ein ironisches Comeback der Sixties mit einer gültigen Botschaft zusammen.

Die Geschichte der pummeligen Tracy Turnbald folgt einem gängigen Muster. Eine Benachteiligte schafft es gegen alle Widerstände, ihren Traum zu verwirklichen, hier den Traum vom Erfolg in der lokalen Fernsehshow von Baltimore. Aber «Hairspray», Mac Shaimans Erfolgsmusical von 1988 nach dem gleichnamigen Film von John Waters, visiert mit dem Glück des unaufhaltsamen Tanz-Tsunamis mehr an. Es ist ein Manifest gegen die Rassendiskriminierung und gegen die Stigmatisierung übergewichtiger Menschen.

Die Moralkeule wird allerdings gepolstert mit allerlei unterhaltensamen Stoffen: Dazu gehört das augenzwinkernde Comeback der Sixties mit den Frisuren, die sie der Erfindung des Haarsprays verdanken. Dazu gehört weiter die Persiflage auf die drögen TV-Shows, deren stupides Geschwafel und Geglitzter auch schon US-Präsidenten hervorgebracht hat. Dazu gehört die Veräppelung der Rassisten, deren Vertretung sich im Stück allerdings im Wesentlichen auf ein paar Protagonisten tussis beschränkt, und dazu gehören schliesslich auch eine Menge Kalauer und sehr viel Retro-pop und Tanz.

Schön schräg und aufwendig

Die Aufführung des Euro-Studios Landgraf servierte mit viel Sinn für das Schräge und mit grossem Aufwand an Kostümen und Personal. Katja Wolf (Inszenierung) und Christopher Tölle (Choreografie) legen den Fokus auf tänzerischen Drive und auf präzise choreografiertes Spiel, und dass der Handlungszusammenhang im Bühnenbildnerischen Format der grellsüssen TV-Show ein wenig auf der Strecke bleibt, schadet dem Spass kaum. Beeinträchtigt wurde er am Donnerstag eher durch die nicht gerade optimale Tonanlage, welche die Stimmen mehr laut als deutlich verstärkte und die hervorragend spielende Big Band des Bulgarischen Nationalen Rundfunks gar penetrant klingen liess.

Dass in allen Belangen durchwegs gewiefte Musicaldarsteller agierten, war aber zu hören wie zu sehen und ging zum grossen Teil mit komödiantischem Effekt einher, der für Lacher sorgte.

Eine Nummer für sich ist Claudi Freyer als Tracys Mutter. Aber auch afroamerikanische Inbrunst kam gross zur Geltung, so mit Monica Levis-Schmidt als Motormouth Maybelle. Und Beatrice Reece als wuchtige Draufgängerin hatte auch sehr berührend-zarte Töne für die Figur im Mittelpunkt eines Musicals, welches das Herz auf dem fetten Fleck hat.

Herbert Büttiker



Beatrice Reece als Tracy.

vvg